

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 40.

Posen, den 18. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Kottbstr. 8.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Alan Hauff.

27. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er schwang seiner Frau eine Mittagszeitung gleich einer Fahne entgegen, und in diesem Blatt stand eine galante Besprechung eines Kavalliers von Kritiker. „Die Bekanntschaft mit dieser edel gewachsenen Schwedin hat sich gelohnt; wir haben nicht nur eine schöne Frau, sondern auch eine vollendet kultivierte Tänzerin kennengelernt. Es ist erstaunlich, wieviel Ähnlichkeit diese Diane Torquist im Aussehen wie im Tanz mit der unvergessenen Nester besitzt.“

Während der Mahlzeit läutete wieder das Telephon; Janotta, der sich gemeldet hatte, rief seine Frau. Diane nahm den Hörer in die Hand. Sie wurde plötzlich fahl und wäre fast gefallen. Ihr Blick zerrann, und einen Augenblick stand sie entsezt, mit abgewandtem Gesicht, da. Nicht nur Janotta, die kleine Gesellschaft war auf sie aufmerksam geworden, doch Diane riß sich zusammen und deutete auf ihr Herz, als hätte sie einen Stich verspürt. Sie sprach nun ruhig, gleichgültig in den Apparat hinein, ohne daß jedoch die Farbe in ihr Gesicht zurückgekehrt wäre. Sie sagte: „Oh, ich danke Ihnen,“ wie sie es schon den ganzen Tag gesagt hatte; es war nichts Besonderes oder gar Auffallendes in ihrem Gespräch. Sie hängte ein und versuchte, sich zu beherrschen; lächelnd kehrte sie zurück, ja, mit einem bleichen Lächeln. Ihr schien, daß all die Blumen plötzlich ein anderes, trauriges Aussehen erhalten hätten; sie sah auf das kleine Bukett, das auf dem Flügel stand, und erriet, wer es gesandt hatte.

Sie zog sich in ihr Boudoir zurück, indem sie ihrem Mann sagte: „Der gestrige Abend hat mich etwas angestrengt. Entschuldige, daß ich dich allein lasse.“ Sie drückte ihm die Hand und nickte ihm zu, dann sperrte sie sich in ihr Zimmer ein.

„Weshalb zittere ich so?“ dachte sie und begann in einer heftigen Gemütsbewegung auf- und abzugehen. Es wurde Nachmittag, und sie unterbrach ihre Wanderung nicht. Ihr Blut war ganz aus ihrem Gesicht gewichen, und wie das Aussehen der Blumen verwandelt war, so hatte sich auch ihr Aussehen verändert. Der ganze glückliche Tag war zerbrochen.

Sie hüllte sich wieder in ihr weiches, seidenes Hauskleid und setzte ihre Wanderung fort. Sie hatte Lust zu rauchen, aber sie wollte nicht die Mühe auf sich nehmen, ein Schränkchen aufzuschließen. Es wurde dunkel, und sie setzte sich auf einen Stuhl und begann leise in ihre Hände zu weinen, aber sofort stand sie wieder auf und nahm bleich und verstört ihre Wanderungen wieder auf.

Sie hörte ihren Mann und flüchtete auf den Divan und stellte sich schlafend. Janotta setzte sich zu ihr und nahm ihre kleine Hand, um sie mit einer Liebkosung zu wecken.

„Bist du da?“ fragte Diane, ohne die Augen zu öffnen.

Janotta sagte: „Ja. Willst du noch schlafen?“

„Nein,“ antwortete sie. „Mache Licht.“

Die Krone flammte auf; Janotta öffnete die Tür und zog einen Teewagen durch das Zimmer an den Divan. Mit seinem stolzen Lächeln (Stolz auf seine Frau) schenkte er ihr ein, gab Zucker in den Tee, schob ihr die Schale mit Gebäck zu, fragte, ob sie Vikör wolle, und zündete ihr eine Zigarette an. Die Zigarette, der Tee halfen ihr, die Nerven zu beruhigen.

„Ich habe Karten für die Oper,“ sagte Janotta und beugte sich zu seiner Frau. „Was meinst du zur Butterflüg?“

„Oh,“ rief sie entzückt. „Wir werden gehen! Das ist herrlich!“ Dann versank sie wieder in ihre Apathie.

Sie sagte, ohne aufzustehen: „Es ist sehr schade, aber wir können nicht in die Oper. Ich vergaß, daß ich den Abend einer Freundin versprach.“

„Willst du nicht deiner Freundin absagen?“

„Es geht nicht,“ erwiderte sie, dachte nach, und plötzlich leuchteten ihre Augen wieder auf. „Ich hab's! Du wirst ohne mich gehen, und ich komme nach! Erwarte mich spätestens zum zweiten Akt in der Loge.“

Sie war allein und kleidete sich zum Abend an. Sie sah dabei nicht in den Spiegel wie am Vormittag; mit nachlässiger Geste schlüpfte sie in ein herrliches Gewand, das ein Künstler aus Paris für sie entworfen hatte. Sie trug nun keinen Schmuck und keine Blumen. Die Jose half ihr in den schwarzen Persiermantel; die Jose dachte: „Wie schön sie ist!“

Ja, Diane war schön mit ihrem sorgenvollen, furchtsamen Gesicht; sie hatte die Augen eines Kindes, das seine Mutter im Gedränge verloren hat. Gleichzeitig aber hatte sie einen Blick, der es bereits aufgegeben hatte, die Rätsel dieser Welt zu lösen, den aufgeklärten Blick eines Erwachsenen. Mit ihren hechtgrauen Augen suchte sie noch etwas, die Logenkarte.

Sie war zum Ausgehen bereit und zögerte doch. Sie sah noch lange da und dachte: „Ich werde mit meinem Mann zusammen in die Oper fahren.“

Janotta kam im Smoking und Abendmantel; sie ging mit ihm und bestieg den Wagen. Janotta erkundigte sich, wo er sie hinfahren sollte. Diane nannte die ihm bekannte Adresse einer Freundin.

Angekommen, stieg sie aus und sah dem sich entfernenden Wagen lange nach. Dann rief sie eine Taxe heran und fuhr in den Norden Berlins. Sie sagte sich, daß es schon sehr spät und unwahrscheinlich sei, noch erwartet zu werden. Sie hoffte sehnlichst, daß sie nicht mehr erwartet wurde. Aber sie dachte andererseits nicht daran, den Wagen umkehren zu lassen. Sie hoffte und hoffte nicht. Sie war sich ihrer Gefühle selbst nicht klar. Sie fühlte sich unglücklich und hatte gleichzeitig Mut. Als der Wagen hielt und sie aus dem Fenster blickte, bereute sie, nicht umgekehrt zu sein.

Bransen öffnete den Wagen Schlag und half ihr auf die Straße. Er schwang seinen Hut und wollte ihr die Hand reichen, aber Diane sah ihn stumm an, ohne Geste und ohne Gruß.

Sie gingen schweigend die Straße hinauf, ohne Ziel. Es war kalt, und der Frühling war noch weit. Die Straße lief schmergerade aus, ein Ende war nicht abzu-

sehen. Liane sagte nach einer Weile: „Warum haben Sie mich hierher bestellt?“

Bransen senkte den Kopf. „Wollen Sie mir, gerade mir nicht erlauben, daß ich Ihnen für den gestrigen Abend danke? Sie waren so schön, daß ich mein Leben aufs Spiel setzte, um Sie zu sehen.“ Er sprach mit langsamer, tiefer Stimme, die im Brustkasten resonierte; in seiner Stimme lag Werbung und Abwehr.

Liane entgegnete nichts. Aber sie empfand seine Worte im Innern wie tiefstes, begeistertes Lob.

„Ich habe Sie in diese Gegend gebeten, weil Sie hier nicht gesehen und erkannt werden können. Ich bitte Sie um ein paar Worte, um weiter nichts.“

Bransen blieb stehen. Hier war ein kleines Café. Aber Liane wehrte mit einem kleinen Wink ihrer Hand ab. „Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so sagen Sie es, während wir gehen. Ich habe nicht viel Zeit, beeilen Sie sich,“ fügte sie hinzu.

Bransen ging unwillkürlich schneller. „Sie haben in Chioggia geschwiegen,“ begann er leise. „Ich bin vor Ihnen gestohlen, doch Sie sprachen nicht.“

„Ich schwieg nicht Thretwegen,“ warf Liane ein. „Es war nicht meine Absicht Sie zu schonen.“

„Es war Ihre Absicht,“ sagte Bransen noch leiser und senkte noch mehr seinen Kopf.

„Herr Bransen,“ erwiderte sie ungehalten. „Sie werden mir vollkommen unverständlich. Ich habe es meinem Manne gesagt, doch mein Mann hat es mir nicht geglaubt.“

„Ist das die Wahrheit, Frau von Janotta?“ Bransen begegnete ihrem Blick, der wie Glas glitzerte. „Wenn Ihr Mann Ihnen nicht geglaubt hat, so hätten Sie zur Polizei gehen können.“

„Weshalb sagen Sie mir das?“ fragte sie, und ein unwilliger Blick traf Bransen. „Ich kann noch zur Polizei gehen. Und ich werde hingehen. Das sollen Sie sehen.“

Bransens Augen wurden dunkel und düster. „Sie sollen nicht hingehen, Frau von Janotta. Ich habe Sie um diese Aussprache gebeten, um Waffenstillstand mit Ihnen zu schließen. Ich hätte es nicht nötig gehabt, bedenken Sie wohl. Niemand weiß, daß ich in Berlin bin; ich offenbare mich Ihnen freiwillig.“ Er atmete schwer und sammelte sich. „Frau von Janotta, geben Sie mir ein Jahr Frist. Ich bürgere mit meinem Wort dafür, daß ich mich nach einem Jahr stelle. Ich brauche dieses Jahr.“

„Wozu?“ fragte sie mit gleichgültiger Stimme. Sie verbarg ihr Herz.

Bransen blieb neben einer Laterne stehen und zog eine Zeitung aus der Tasche. „Bitte, lesen Sie.“

Liane nahm das Blatt in die Hand und sah zu ihrer Verwunderung, daß es dieselbe Mittagszeitung war, in der ihre Kritik stand. Gerade unter der galanten Besprechung war ein Absatz angestrichen; ein Artikel mit der Ueberschrift: „Karol, das Serum der Zukunft“. Sie las auch den Namen Herolder.

„Was hat das mit Ihnen zu tun?“ fragte sie erstaunt.

„Lesen Sie,“ wiederholte Bransen.

Es war von einem Serum die Rede, das einen Umsturz in der medizinischen Wissenschaft hervorrufen sollte. Der Verfasser des Artikels bemängelte in scharfer Weise, daß Herolder sein Serum der Öffentlichkeit vorenthielt, um eine Bervollkommnung anzustreben, die womöglich nie erreicht würde. Er fordere Herrn Herolder in diesem öffentlichen Brief auf, das „Karol“ schon jetzt der Wissenschaft zu übergeben. Der öffentliche Brief war von den Professoren Hirnbringer und Schwamm unterschrieben. Unter diesem Absatz stand noch ein Nachwort der Redaktion, unterzeichnet: Luser. Es sei sicher, führte der Redakteur aus, daß Herolder in seinem Entschluß nicht unzustimmen sei. Er fordere ein Gesetz, das den Staat berechtige, das Serum Herolders im Interesse der Wissenschaft zu beschlagnahmen.

Liane gab das Blatt zurück. „Ich verstehe nicht, was Sie bezwecken.“

„Haben Sie nie von diesem Herrn Herolder gehört?“

„Ich habe ein paar Berichte über sein Serum gelesen, doch ich kenne ihn nicht.“

„Doch, Sie kennen ihn,“ sagte jetzt Bransen mit einem fröhlichen, befreiten Lächeln, das sein dunkles Gesicht aufhellte. „Er steht vor Ihnen!“

Liane zeigte keine Ueberraschung; denn sie glaubte nicht. „Sie nennen sich Herolder?“

„Ich heiße so.“

Sie blickte ihn im Weitergehen prüfend an, schüttelte den Kopf und lächelte, doch es war ein anderes Lächeln als das ihres Begleiters. „Wie wollen Sie mir das beweisen?“ fragte sie.

„Ich werde es Ihnen beweisen, Frau von Janotta. Und wenn ich Ihnen den Beweis erbringe, geben Sie mir dann ein Jahr Frist?“

Liane nickte bejahend.

Bransen winkte einem Auto und fühlte, daß er schon gewonnen habe. Er fuhr mit ihr vor seine Wohnung. Er bat sie dringlichst, ihm zu folgen. Er sagte, es ginge um sein Leben, sie müsse schon verzeihen, wenn er die Gesetze der bürgerlichen Moral verlege. Und er schloß die Haustür auf.

Als Liane die sonderbare Glashalle betrat, die ihm als Werkstatt diente, und sich von Nacht, Mond und Sternen umgeben sah, als sie die Tische mit den Retorten, Schalen, Apparaten, Porzellangefäßen betrachtete, die Eimer, mit Blut gefüllt, die Gläser, in denen Eingeweide hingen, als sie ein Geruch wie von Aether betäubte und sie zum Fenster ging, um es zu öffnen, als sie nun an der Glaswand stand und von hier oben auf das gespenstisch beleuchtete Dächermeer hinabsah, da wußte sie plötzlich, warum sie dem Ruf Bransens gefolgt war.

Trotz der Bogenlampe, die eine gleichende Höhle in die Nacht riß, war es in den Winkeln des Laboratoriums fast dunkel, und in diesem Dunkel stand Bransen und beobachtete Liane. Eingehüllt in ihren Pelz, sah sie durch die Scheiben. „Frau von Janotta,“ sagte er.

Da wandte sie sich um, eigentümlich abenteuerlich erregt. Sie machte die Augen scharf, und ihr Herz pochte.

„Hier ist mein Paß.“

Sie winkte ab. „Ich glaube Ihnen.“

„Wollen Sie nun Waffenstillstand mit mir schließen?“

Ja, Liane wollte. Ihre geheime Furcht, ihr Bewußtsein, verbotene Wege zu gehen, schwanden. Sie war plötzlich voll von Bewunderung für diesen Mann, der sein Schicksal überwand und dessen großes Werk in aller Mund war. Sie fühlte sich nicht berechtigt, ihn zu verurteilen. Er erschien ihr als etwas Großes, Geheimnisvolles, Mächtiges; sein eiserner Wille bannte sie. Liane flüsterte: „Ich gebe Ihnen ein Jahr. Aber ich werde auch nach einem Jahr nicht sprechen. Ich erwarte und will, Herr Bransen, daß Sie Ihr Ehrenwort halten.“

Bransen wollte ihr die Hand küssen, doch sie gestattete es nicht. Sie ging durch den gläsernen Raum und betrachtete noch einmal in einem gewissen ängstlichen Abstand die vielen Apparate und Gläser. Dann ließ sie sich die Zeitung geben und las zum zweiten Male den Artikel: „Karol, das Serum der Zukunft.“

„Die Wissenschaft reißt sich um Sie,“ lächelte sie versteckt. Und sie bat: „Sie müssen mir Ihre Arbeit einmal erklären. Ihr Serum ist ein künstliches Blut? Aber wozu soll es dienen? Ach, ich verstehe nicht viel davon.“

Bransen sagte ruhig: „Kommen Sie noch einmal zu mir, Frau von Janotta. Sie glauben nicht, wie es mich glücklich machen würde, wenn ich Ihnen meine Arbeit erklären dürfte.“ Während er das sagte, sah sie in sein ruhiges, unbewegliches Gesicht; sie fühlte, wie es in seinem Innern loderte und tobte. Ja, Bransen mußte sich mit aller Macht bezwingen, daß er dieses schöne Geschöpf nicht an sich riß.

(Fortsetzung folgt.)

Majken.

Im phantastischen Halbdunkel von „Magim“ erklangen die schwelenden Balgmelodien der Jazzband. Paar an Paar wiegte sich. Wange an Wange tanzte man. Dichter und dichter.

Die Luft war schwer und gesättigt von Parfümen und dem Duft süßer spanischer Zigaretten. Man sprach laut und erregt. Dann und wann explodierte eine rote Lichtbombe, beleuchtete momentweise die Gesichter mit ihrem magischen Licht — Gesichter, die vom Wein und Lebenshunger glühten, und zerfloß in nichts.

Da sitzt Majken und betrachtet das alles mit großen, verwunderten Augen, nur halb verstehend, was hier an verderbten Seelen versammelt war. Mit Abscheu betrachtet sie die Frauen. Alte und junge, gleich schreiend angemalt mit unverschleierten Mäcken. Als ein junger Spanier ihr einen Handkuß zuwirft, wendet sie ihm verächtlich den Rücken und sagt zu ihrem russischen Begleiter, während ihre Stimme leicht, aber spürbar zittert: „Wie ist doch die Welt so ganz anders, als ich gedacht habe.“

„Die Welt, keines Mädchen, ist hier nicht. Die Welt ist dort, wo die Liebe ist, und die findet man nicht im „Magim“, denn die blüht an anderen und schöneren Stätten.“

Seine Stimme hat einen Klang, den sie liebt. Impulsiv ergreift sie seine Hand. Und er — er beugt sich herab und küßt ihre frischen, ungeschminkten Lippen. —

Die Rambla liegt in Sonne gebadet. In den Lindenbäumen zwitschern Tausende von Späßen. Ihr jubelnder Chor hebt sich über das Rauseln der Straßenbahnen, über das Schreien der Straßenhändler, wie eine tosende und sprudelnde Begleitung, wie ein Willkommen dem Frühling und erweckt Sehnsucht bei einem, der lauscht, einem, dem die Sonne ein Schmerz ist und der Straßenlärm fast eine physische Qual.

Blumen — überall Blumen. Apfelzweige, Weiden . . . in allen Buden Marzifan und Margueriten. Alle neigen sich einem entgegen, als wollten sie sagen: „Nimm uns, küß uns, trag uns heim in deine Stube — wir wollen Freude und Sommer in dein Herz zaubern!“ Majken kann nicht widerstehen. Bald liegen ihr die herrlichen Blumen im Arm und lächeln sie an, und ihre schweren Gedanken scheinen fast zu verwehen, während sie ihre Beute nach Hause trägt. — Wertwürdige, verwirrte Rambla. Alles wird hier verkauft. Von Schnürbändern angefangen bis zu neugeborenen Hunden und Bögeln in Bauern, die so wehmütig zwitschern. — Zerlumpte Bettler, vertriebene Handelsleute, Tagesdiebe, junge, hoffnungsvolle Künstler, welche meinen, daß die Ideen der Kunst am besten unter einer unbeschnittenen Nähne geboren werden, große brüllende Luxusautos, kleine altersschwache Gelfahzeuge, schreiende Zeitungverkäufer, Arbeiter mit breiten, farbigen Gürteln, ulsterbekleidete Engländer, katalonische Frauen mit großen Fruchtkörben, — alle, alle sind sie dort, denn das ist die Rambla — Barcelonas wunderbare Rambla.

Wäre es nicht trübsinniges, graues Wetter gewesen, dänisches Nebelwetter, mit einem leichten, feinen Regen, der ein müdes Herz hätte kühlen und seinen Schmerz mildern können, ein Herz, das ohne Willen umherirrte und dessen Gedanken unaufhörlich nur um das eine kreisten. Die spanische Sonne aber, der wolkenlose Himmel, der von Leben und Freude sprach, nur nicht von Sorgen und Kummer, dieser zitternde Sonnenschein machte es einer armen, kleinen Menschenseele unmöglich, sich von der Welt abzuschließen.

Wieviel diese Sonne doch verlangte. Allzuviel. Bittere Tränen, die die Energie vieler Stunden zurückgehalten hatte, drohten herborzubreaken. Mitten auf der Rambla, auf dem Heimweg, während der Lärm am mächtigsten aufbraust, trifft Majken ihn. Stotternd offenbart sie ihm ihre Gedanken. Es ist ja der Kuß, der ihr alle die Schmerzen verursacht hat. Er hatte ja nichts gesagt — und es war ihre Schuld —, ihre eigene Unfähigkeit, etwas verborgen zu können —, und nun glaubte er vielleicht . . . „Lieberes Fräulein Majken, ich muß um Entschuldigung bitten. Denken Sie nicht mehr an den Abend; das war doch so natürlich und nichts anderes. Sie sind jung, und ich — meine Frau hat mir früher diese Art kleiner Sünden verziehen . . .“

Wenn es doch nur graues Nebelwetter mit stürzendem Regen gewesen wäre, der seinen flüchtigen Handkuß hätte wegwaschen, ein Paar zornesrote Jungmädchenbäden kühlen und zwei graue Augen, in denen Erbitterung flammte, verbergen können! Statt dessen fielen Sonnenstrahlen auf schlanke Hände, die weiße Margueriten hielten. —

„Liebe — Freundschaft — Gleichgültigkeit — Haß“ — und beim Haß hielt sie inne. A. Diemer.

Fieberphantasien.

Die Tulpen beunruhigten mich. Von unerhörter Stärke und Schönheit, bogen sich die kräftigen Stiele wie Schlangen.

Besonders eine, die ihre Schwestern an Kraft und Größe weit übertrug, flößte mir Furcht ein. Seltsame Kräfte schien sie in sich zu bergen, eine Treibhausblume, mit geheimnisvollen Säften genährt und hochgezüchtet!

Einen schmalen Ring aus Seidenpapier hatte man dieser Tulpe angelegt, um die Fülle der Blume zurückzuhalten.

Ich lag schlaflos. Mein sonst so vertrautes Zimmer im grünen Lampenlicht von diesem drohenden, roten Fleck erfüllt! Mühte ich doch immerfort die Blume, meinen stummen Feind, lauernd beobachten; ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn sie zu sprechen angefangen hätte! Wer weiß, mit welchen Zaubermitteln sie gedüngt worden war!

Mein Herz klopfte laut . . . Die Tulpe dehnte sich, ja, sie

schien sich mir entgegenzurecken, zu wachsen — — — da, es gab einen ganz leisen, scharfen Knall! Sie hatte den Papierring gesprengt!

Entsetzt hatte ich mich aufgerichtet.

Nun begann der Kampf.

Unheimlich weit und schnell dehnte sie ihre großen, roten Blütenblätter auseinander, ganz weit, drohend, um mich darin zu fangen, zu umklammern, aufzusaugen. Das war keine Pflanze, das war ein Polyp, eine Kralle, eine Teufelsband, die sich gierig nach mir reckte.

Fünf schwarze Schwerter richteten sich auf mein Herz, die Stempel, sie wuchsen, sie legten sich schwer auf meine Brust . . . Hilf!!! —

Ein letzter Entschluß; zitternd stand ich auf, ergriff die Tulpen. In meiner dünnen, schwachen Hand knirschten und zischten die Stengel in unterdrückter Wut und Ohnmacht gegeneinander.

Wohin damit? Nur fort, aus meinem Zimmer hinaus in die Küche, in den Staubkimer, und den Deckel fest darauf gepreßt.

Erstöpft kam ich zurück und legte mich wieder ins Bett. Niemand hatte von meinem nächtlichen Abenteuer etwas gemerkt.

Mein Zimmer sah mich mild und vertraut an. St. Georg schien mir aus dem Rahmen freundlich zuzumicken, ach, er war stark und in Rüstung, und der Drachen zu seinen Füßen war vielleicht nur eine harmlose Kiefeneidechse; aber ich war eine Kranke, kaum Genesende, und wußte nicht, was für einen unbekanntem und unheimlichen Gegner ich in der Blume vernichtet hatte!

Angstlich horchte ich hinaus: Ob die Blume nicht in ihrer Kraft den Deckel heben und herauswachsen würde? So leicht ließ sie sich nicht vernichten, das wußte ich. Sicher würde sie irgend wen durch ihre Schönheit verführen, der sie mitnehmen und pflegen würde. Oder sie konnte auch draußen irgendwo auf dem Schutt Wurzel fassen und weiterleben!

Ach, nicht mehr daran denken. Ich war geborgen, grünes Lampenlicht umfloß mich still. M. R o h n.

Sonderlinge.

Im vierten Stock eines halberfallenen Hauses haust in einer armseligen Kammer ein alter Mann. Wenn er zerlumpt und vermahloft durch die Straßen humpelt, sieht jeder ihn mitleidig an. Dieses Bild äußersten menschlichen Glends muß ja an das Herz greifen. Man fühlt sich bewegt, bittere Betrachtungen aufzustellen über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das den einen auf Summirädern durch das Leben gleiten läßt und dem andern kaum die Luft zum Atmen gönnt. Manche Hand greift in die Tasche, um ihm rasch ein Geldstück zuzustecken. Arm, krank, alt, — ja, so ein Geschöpf ist wehrlos gegen das Leben.

Seine Nachbarn wissen von ihm, daß er in seiner Jugend Arbeiter in staatlichen Werkstätten gewesen ist, ein gutes Gehalt und sogar lange Zeit eine Pension bekommen hat. Sonst weiß man nichts von ihm, da er sich um niemanden kümmert und keinen an sich heranläßt. Er ist einsam, so einsam wie ein Mensch nur sein kann. Es fällt den Nachbarn aber auf, daß der Alte sichtlich hilfloser wird, — nur mühsam noch schleppt er sich vorwärts, — häufig findet man ihn zusammengebrochen auf den Treppen sitzen, — seine Beine haben ihn nicht weiter tragen wollen, sein Atem hat nicht ausgereicht. Einmal findet man ihn einer Ohnmacht nahe auf der Straße. Eine Nachbarnsfrau springt zu, möchte ihm helfen, — er weist ihre Hilfe ab mit unfreundlichen Worten. Er bleibt sitzen, bis er sich erholt hat, dann schleppt er sich nach Hause, wo er sich in seiner Kammer einschließt.

Tage vergehen, ohne daß man das geringste von ihm hört oder sieht. Er ist wie verschollen. Die hilfsbereite Frau, die er neulich abgewiesen hat, faßt sich endlich ein Herz und klopf an seine Tür. Unergerlich schreit er sie an, sie solle ihn in Ruhe lassen. Wieder vergehen einige Tage, — noch immer bleibt er unsichtbar, nicht das geringste Geräusch kommt aus seiner Stube. Die Nachbarn schütteln die Köpfe. Der Alte kann doch nicht mehr am Leben sein, denken sie. Da eines Tages kommt aus seinem Fenster ein Bettel herabgeschwebt, und auf dem Bettel stehen ein paar Worte; die Bitte, daß jemand heraufkommen möchte. Man findet ihn auf seinem elenden Lager, außerstande, aufzustehen. Fingerhoch liegt der Schmutz in dem Raum, die Luft ist zum Erstickn. — Der Alte sieht ein, daß er ins Lazarett gebracht werden muß, denn an den Füßen hat er den kalten Brand. Der Krankenträger wird bestellt, ihn zu holen. Aber der Alte besteht darauf, eine Pappschachtel mitnehmen zu wollen, die er auch während des ganzen Transports nicht aus den Händen läßt. Auch im Krankenhaushaus will er sie nicht hergeben. Man muß ihm schließlich versichern, daß seine Habseligkeiten genau aufgeschrieben werden sollen, so daß ihm nichts verloren geht. Die Pappschachtel wird geöffnet . . . das Erstaunen aller Anwesenden ist nicht zu beschreiben, denn die Pappschachtel enthält Aktien, Goldmünzen, außerdem Urkunden, die beweisen, daß er der Besitzer mehrerer Häuser in der Stadt ist, — auch des Hauses, in dem er selber in einer so elenden Kammer haust. Pappschüttelnd stehen alle da. Wie kommt der Alte zu diesem Reichtum? Das Ergebnis langer Jahre der Sparsamkeit kann es nicht sein, dazu ist es zu viel Geld. Allgemein wird angenommen, daß er auf unrechtmäßige Weise in den Besitz dieser Vermögenswerte gekommen ist. Zur Rechenschaft wird man ihn nicht mehr ziehen können, denn die beiden Beine sind ihm abgenommen worden und die Netze

glauben nicht, daß er in seinem hohen Alter sich noch wieder von der schweren Operation erholen wird. —

Was aber hat diesen Mann getrieben, wie ein Bettler zu leben, statt sich seines Geldes zu freuen und sich die Genüsse zu verschaffen, die es ihm ermöglichen konnte? War es die Angst des Diebes, der sich durch gutes Leben zu verraten fürchtet und lieber seinen Raub in Verborgenen hütet? Das wäre allenfalls eine Erklärung. — Andererseits gibt es ja auch Geizhälse, die keinen Pfennig ausgeben, nur um den Besitz nicht zu schmälern; auch für diesen krankhaften Geiz gibt es in der Geschichte der Menschheit Beispiele genug. Auf jeden Fall ein Jammerleben, das einem den Wert des Reichthums wieder einmal in sehr zweiseitigem Licht sehen läßt.

Alte Theater-Anekdoten.

Nachzähl von Lankreb.

Edhof, der Bauer.

War das einst ein gewaltiger Künstler! Er erschütterte die Menschen. Pachte sie und ließ sie weinen und lachen.

Er war der genialste Menschendarsteller!

Lebte von 1720 bis 1778.

Auch er mußte einmal anfangen. Das war in Yaneburg. Da spielte er in dem Lustspiel „Wucherer und Edelmann“ einen Bauer. Verb. Knochig. Realistisch. Naturgetreu.

So echt, daß ein Bauer in der vordersten Reihe zu seinem Nachbar sagte: „Segg, wo hebben de Bitt man den Duren herfreit?“ So spielte Konrad Edhof!

„Jeh nich ins Theater.“

Ein großer Künstler und Menschdarsteller war auch Ludwig Bome. Ein Charakterdarsteller. Lebte von 1795 bis 1871.

Er spielte einst so natürlich, daß eine Dame der damaligen Berliner Gesellschaft unmutig sagte:

„Mein Gott, wenn der wieder spielt, jeh' ich nich hin. Der spricht ja frade wie die Menschen. Dazu brauch' ich doch nicht ins Theater zu gehen!“

„Aindvieh erster Klasse.“

Wir kennen alle Glasbrenners Berliner Volkstypen. Darunter auch der Eckensteher Nante. Nun, den verkörperte einst der Schauspieler Beckmann am königstädtischen Theater in Berlin. Als solcher wurde er in Berlin bekannt.

Er hatte aber ewige Streitigkeiten mit der Bühnenleitung. Suchte deshalb fortzukommen. Löste 1845 sein Verhältnis zu dieser Bühne.

Sein Abschiedsbrief an den Direktor Gorf, der mehr dumm wie klug war, mehr eingebildet, wie gebildet, lautete:

„Sie sind Ritter des Roten Adlerordens dritter Klasse, Besitzer eines Theaters zweiter Klasse und ein Aindvieh erster Klasse!“

Ab ins Gelände — — —

„Ein gefährliches Wort.“

Früher, da war das anders. Ein Wort konnte genügen, und das beste Stück fiel durch. Blatt durch. Das war die Zeit, in der Zuschauer Zureue machen konnten, ohne aufzufallen.

Einst spielte man in Paris einen alten Schmöcker. Er nannte sich „Sancho Panca“, Dufresny war der Dichter.

Im letzten Akt muß der Schauspieler sagen: „Sancho fängt an, mich zu ermüden!“

Prompt aus dem Zuschauerraum:

„Und mich auch!“

Das Stück fiel glänzend durch! Die Dacher saßen im Zuschauerraum.

Aus aller Welt.

Ein „Reisstag“ in Italien. Am kommenden 19. Februar wird in ganz Italien ein „Reisstag“ gehalten, um dadurch dem Gebrauch von Reis als Volksnahrung mehr Geltung zu verschaffen. Es sollen hierzu 400 000 Portionen Reis ausgeteilt werden in den Hauptorten jener Gegenden, wo der Reisverbrauch am geringsten ist, unter anderen in Rom, Neapel, Florenz, Bari und Palermo. Obwohl in Italien selbst Reis gezogen wird, ist der Gebrauch in der Haushaltung nicht mehr als vier Pilogramm pro Person und Jahr, während er in vielen anderen europäischen Ländern 40 Pilogramm und noch mehr pro Kopf beträgt. Die Veranstaltung am 19. Februar geht von einer Vereinigung von Ärzten aus.

Die Frau ohne Nationalität. Vor einiger Zeit reiste eine Engländerin von England nach Amerika und ließ sich auf dem Schiffe mit einem Amerikaner trauen. Sie glaubte, damit die amerikanische Nationalität erworben zu haben, während die kalifornischen Gerichte dies bestreiten, da der Kapitän nicht die Berechtigung habe, Trauungen vorzunehmen. Die Frage soll nun einem höheren Gerichtshof vorgelegt werden. Dieser soll darüber befinden, ob die Frau als Engländerin oder Amerikanerin zu betrachten sei. Heute weiß die Frau tatsächlich nicht, welchem Lande sie angehört. Offenbar denkt von den Beteiligten niemand

darin, daß der gordische Knoten ganz einfach dadurch gelöst werden würde, daß sich das Brautpaar, nachdem es an Land ist, sich noch einmal trauen ließe. Dies wäre nach kalifornischem Recht durchaus möglich. Allerdings würde die Frau in diesem Falle, wenn sie recht hätte, erst dann Witwe werden, wenn ihr Mann — zum zweiten Male gestorben. Denn die beiden wären ja zweimal getraut. Und auch die Scheidung müßte zweimal ausgesprochen werden. Man sieht: eine komplizierte Angelegenheit.

Eine eigenartige Witwenrauer. Wenn ein verheirateter Mann auf den Karibischen Inseln stirbt, gräbt seine Frau selbst ein Grab für ihn, worin sie den Toten beiseht unter Mitgabe seiner Waffen und seines Schmucks. Sie besucht während eines ganzen Jahres täglich die letzte Ruhestätte des Verstorbenen. Nach einem Jahre gräbt sie die Gebeine aus, wäscht sie und trocknet sie in der Sonne. Während des folgenden ganzen Jahres benutzt sie die zu einem Bündel vereinigten Gebeine als Kopfkissen. Im dritten Trauerjahr werden dieselben in der Hütte aufgehängt, als Zeichen, daß die Witwe nun wieder Heiratsanträge annehmen und eine neue Ehe eingehen kann.

Ein Schiff durch Sirup aus Seenot gerettet. In den Hafen von Philadelphia lief dieser Tage das Dampfschiff „Dora“ ein, das auf seiner Seefahrt einen schweren Sturm zu bestehen hatte. Die Gefahr wurde immer größer, und der Untergang des Schiffes schien bevorzustehen. Da ließ der Kapitän aus einer großen Ladung Sirup auf die hochgehenden Wogen; vielleicht würde dies helfen. Das Mittel wirkte geradezu Wunder. Nicht weniger als 70 000 Gallonen (320 000 Liter) Sirup wurden auf das Wasser gebracht; das Resultat war, daß der Sirup sich ausbreitete und der Wellenschlag dadurch in der Umgebung des Schiffes ruhiger wurde. So konnte das Schiff in ruhigem Wasser liegen bleiben, während rund umher der Sturm wütete und die Wogen handhoch peitschte. Als sich später der Sturm legte, konnte das Schiff seine Fahrt fortsetzen.

Die Höhle von Nachpeal in Palästina für Christen und Juden freigegeben. Zum ersten Male seit der Herrschaft der Muselmanen in Palästina ist jetzt die „Höhle von Nachpeal“, die nach der Ueberlieferung die Begräbnisstätte der drei Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, sowie von Sarah, Leah und Rebekka ist, durch einen Beschluß des Rats der Muselmanen, für Geistliche und jüdische Besucher freigegeben worden. Es wird ein Eintrittsgeld von 3 Schilling (3 Mark) verlangt. Bisher wurde nur ausnahmsweise bevorzugten Christen das Betreten der Höhle erlaubt. Nur ganz selten, bei besonderen Gelegenheiten, waren auch vornehme Juden zugelassen, doch unter dem persönlichen Risiko, von Muselmanen angefallen zu werden.

Eine Fliege als Verbreiterin der Weinhefe. Während man bisher annahm, daß die Weinhefe durch den Wind auf die Trauben übertragen würden, liegen neuerdings Beobachtungen der Forscher Sergent und Rougebiez vor, nach denen als Ueberträgerin der Hefe eine kleine Lausfliege (Drosophila) in Betracht kommt. Die Fliege ist eine nahe Verwandte der Essigfliege, die ihre Eier ausschließlich auf faules Obst u. dgl. legt und sich auch oft in Kellereien findet. Auf Grund der neuen Entdeckung wird empfohlen, die Drosophila-Fliege in den Weinbergen zu züchten, um die Uebertragung der Hefepilze zu fördern. Immerhin ist die Tätigkeit der Fliege keineswegs unbedingte Voraussetzung zur Vergärung des Mostes, da durch Weigabe von rein gezüchteter Weinhefe der Most auf wesentlich einfachere Weise in geschmackreinen Wein verwandelt werden kann.

Fröhliche Ecke.

Der konservierte Küster. Der alte Küster, Bälgebläser für die Orgel einer Dorfkirche, kam abends nach der Orgelübung ganz erregt in die Gaststube zum „Wibben Mann“, wo er stets seit Jahren sein Schöppchen trank. Gleich legte er los: „Nun will der neue Herr Kantor doch am Weihnachtsabend als Hauptchoral: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ spielen, und seit über 100 Jahren, seit mein Vater und Großvater die Bälge trat, haben wir zu Weihnachten immer: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ gefungen. Aber mir soll es egal sein, wenn der Jüngling neue Moden einführen will. Ich lasse mich nicht auf solch unerhörte Sachen ein. Mag er auf der Orgel spielen, was er will, ich blase doch mit meinen Bälgen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Sprachs, trank sein Schöppchen aus, und schritt brummend zur Tür hinaus. F. P.

Der korrekte Kassierer. Es war kurz vor Schluß. Die Beamten der Bank machten sich schon zum Fortgehen fertig. Da trat der Chef aus seinem Zimmer und fragte: „Ist der Kassierer schon weg?“

„Nein, Herr Direktor, er ist noch nicht fort, er muß noch im Hause sein.“

„Ist das sicher?“, fragte der Chef nochmals.

„Ganz gewiß, Herr Direktor“, sagte ein junger Mann, „denn auf seinem Pult liegt noch eine Fünfpennigmarke.“

Grund zum Aerger. Dame (im Theater): „Hoffentlich hat Sie mein Gut nicht gestört?“

Herr: „Nein, Gnädigste, mich nicht, aber er ärgert meine Frau, denn sie möchte unbedingt auch den selben haben.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Strya, Poznań.